

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89639-937-3

© Wißner-Verlag, Augsburg, 2014 | www.wissner.com

Auch als E-Book unter der ISBN 978-3-89639-978-6 erhältlich.

Lektorat: Katharina Maier, www.skriptorium-online.de

Gestaltung, Satz und Cover: Lisa Schwenk

Druck: CPI books GmbH, Ulm

© Coverabbildung: Ashley Whitworth, Zoltan Katona und Jakob Krechowicz, Benutzung unter Lizenz von Shutterstock.com, 2014, Composing Lisa Schwenk

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Liselotte Foster

OFT ERSCHRECKT MICH
ABENDROT



INHALT

Die Kristallkugel	9
In der Sackgasse	11
Rosenkranzkettler und erste Liebe	28
Sankt Salvator	32
Beim Präparator	41
Rückkehr eines Fremden	47
Düstere Zeiten	49
In der Bahnhofstrasse	52
Nachbarn	59
Olympia	68
Vorboten des Unheils	71
Reiche und Geächtete	73
Verirrungen	81
Internat – Krieg – Verwirrung	83
Verirrungen – Claudia	94
Ein frischer Wind – Heldenverehrung	99
Freunde erzählen	101
Ich will leben	127
Aus dem Tagebuch	157
Nach dem Krieg	173
Amerika	195

DIE KRISTALLKUGEL

IN DER SACKGASSE

Eine hügelan führende Gasse, ungeteert, die Häuser niedrig mit kleinen Vorgärten, in denen, von grünen Staketenzäunen umgeben, Dahlien und Flox blühen, – dort, überschattet von einer mächtigen Tanne, steht das Haus meiner Großmutter, in dem ich mit meiner Mutter wohne. Mein Vater befindet sich auf Kuba, er arbeitet bei Bacardi, der Rumfabrik. Da er jahrelang unsichtbar bleibt, wird allgemein angenommen, dass ich ein uneheliches Kind bin, und da in meiner Heimatstadt ledige Kinder ein Schandmal sind, ärgert es meine Mutter, dass ich mit einem solchen bedacht werde, wo ich doch in Wirklichkeit einen Vater habe, mit dem meine Mutter auch richtig verheiratet ist. Nur kenne ich ihn nicht.

Die Großmutter besitzt in dem viertausend Seelen zählenden Marktflecken dieses sehr kleine, ein wenig heruntergekommene Haus. Im Parterre befindet sich ein »gutes« Wohnzimmer, dem ein »gewöhnliches« gegenüberliegt, ein größerer Schlafräum sowie eine mit grüner Abwaschfarbe gestrichene Küche mit einem schwarz emaillierten Kohleherd und einem abgewetzten Ledersofa. Im Flur säumen im Winter Geranientöpfe auf Holzstellagen die Wände, ein leichter Erdgeruch entströmt ihnen, dem der zarte Maiglöckchenduft aus den Kommoden der Großmutter einen Frühlingshauch verleiht. Schwarz gerahmte Scherenschnittbildchen, feine Schwarzarabesken, die Märchenmotive darstellen, tanzen spielend an den grau mit Stockflecken gesprenkelten Wänden, – sehr lebendig sind sie und oft, wenn ich die schmale Holztreppe

ins obere Stockwerk hinauf laufe, ist mir, als glitten sie aus ihren Rahmen, die Kavaliere und bereiften Damen, um mir in das Zimmer hinauf zu folgen, in dem meine Mutter und ich schlafen.

Am Morgen lässt dort das hereinströmende Licht die Marmorplatte des weißen Toilettentisches perlig aufleuchten und verwandelt die Seerosentapete in ein zartblaues Meer. Ein Fremdenzimmer und eine kleine Dienstbotenkammer, die auf den Garten hinausblickt, befinden sich gleich nebenan. Im Winter sind alle Fenster des Hauses mit phantastischen Eisblumengespinnten überzogen, zarte Farnegebilde legen sich über die Scheiben, die gusseisernen Röhrenöfen knistern und gurgeln, halten der Kälte aber nie wirklich stand.

Im rückwärtigen Teil des Hauses befindet sich eine Waschküche. Von dort aus führt eine Holzterasse in einen geräumigen Dachboden, von dem zwei Zimmer abzweigen, nur je ein karges Bett mit blau-weiß kariertem Plumeau, ein rohhölzerner Kleiderschrank und ein Gusseisenofen stehen dort auf den abgetretenen Dielenböden. Von diesem Dachboden aus kann über eine gusseiserne Wendeltreppe auf einen mit Blech abgedeckten Altan geklettert und auf den grauen viereckigen Turm des Hauses gegenüber geschaut werden, das mit seinen asphaltgrauen Mauern und der dunklen Efeuüberwachsung sich düster abweisend zeigt.

In den Dachbodenzimmern leben Zimmerherren, die oft nur ein paar Wochen, manchmal nur Tage, bleiben und so merklich verschwinden, wie sie eingezogen sind. Meine Großmutter vermietet an alleinstehende Herren: ein Zimmer für die »besseren« Herren im ersten Stock, eines im Parterre neben der Waschküche und zwei auf dem Dachboden für einfache, oft in abgewetzten Anzügen und geflickten Hosen erscheinende Männer mittleren Alters, Arbeiter, die Jobs suchen. Nur einer der Zimmerherren lebt länger bei uns, der Michel, ein etwa

fünfzigjähriger Mann, der es »auf der Lunge hat«, oft einige Wochen im Krankenhaus verbringt, wo es ihm, wie er erzählt, so gut geht, dass er am liebsten bleiben würde. Er lebt von einer winzigen Rente und meine Großmutter vermietet ihm das Zimmer zum halben Preis.

Meist sitzt der Michel auf der grünen Gartenbank an der Hauswand, auch im Sommer in seinen braunen Schlafrock gehüllt, denn, sagt er, es friere ihn halt immer. Vierzig Jahre, sagt er, habe er in der Fabrik hier gearbeitet, einer Weberei, gespart habe er, damit es seine kleine Tochter einmal besser habe, dann, schon früh, seien ihm Frau und Tochter gestorben an der Lungensucht und dann die Inflation – »und alles«, sagt der Michel, »war hin, über Nacht, als hätte das Geld jemand gestohlen, ja, gerade so als hätt's jemand geklaut.« Und er lächelt.

Braunhaarig, mit wässerig blauen Augen in einem dichten Faltengewebe, scheint er überhaupt immer zu lächeln, das Lächeln hat sich in seine Falten gegraben und nur seine traurigen Augen verraten, dass er eigentlich gar nicht lächeln will. Ich mag den Michel sehr und würde mich gern zu ihm setzen, aber da er es »auf der Lunge hat«, werde ich immer schnell von ihm entfernt.

Natürlich ist mit diesen Vermietungen nicht viel verdient – meine Großmutter lebt von einer kleinen Pension und meine Mutter bezieht lediglich von ihren Schwiegereltern, die in Niederbayern eine Brauerei besitzen, eine kleine Apanage von 50 RM im Monat. Trifft das Geld aus St. Salvator ein, ist es ein Festtag: Dann läuft sie mit mir singend zur etwas unterhalb unseres Hauses gelegenen Bäckerei Vögelchen und kauft Brezeln oder ein Eis für mich.

Es ist der Sommer des Jahres '34, als ein sehr eleganter schwarzhaariger junger Mann im Haus der Großmutter einzieht, ein liebenswürdiger Mensch, der sehr viel Zeit zu haben scheint – er sagt, er warte auf einen Kompagnon. Er spielt im

Garten Ball mit mir, zeigt großes Interesse an Großmama und ich erzähle ihm gewichtig und geschmeichelt, so viel Aufmerksamkeit zu erhalten, von ihren Gewohnheiten. »Er ist etwas Feineres«, sagt meine Großmutter, »er hat ausgezeichnete Manieren, ein Geschäft will er aufmachen mit diesem Kompagnon – Konfektion sagt er – das passt, so elegant wie er immer angezogen ist«, – und sie kocht Tee für ihn. Einige Wochen später ist Großmamas Sekretär aufgebrochen und der neue Zimmerherr mit einigen Hundertern verschwunden. Wir waren diesem Felix Krull schon sehr erlegen gewesen und ich weine bitterlich, dass er nun eingesperrt würde, und auch, dass er, wie die Großmutter sagt, ein betrügerischer Hochstapler sei, tröstet mich nicht.

Im allgemeinen Wohnzimmer stehen ein schwarzes Ledersofa, eine dunkle Kommode mit einem Spitzendeckchen darauf und ein brauner Sekretär, der mit seinem gotischen Aufbau an einen Altar erinnert. Die Schubladen der Kommode sind vollgestopft mit interessanten Dingen: vielschichtig gewundene Wachsstöckchen mit aufgeklebten Heiligenbildchen, Rosenkränze aus exotischen Samen mit filigranen Kreuzen, vergilbte weiße Stulpenhandschuhe mit einer Reihe schwarz glänzender Knöpfchen, mit Strass gespickte riesige Haarspangen, Gebetbücher, in Perlmutter eingeschlagen, und, unter all den Dingen halb versteckt, ein großes, rotsamtenes Fotoalbum mit in den Umschlag gepressten Zinnarabesken, in dem auf steifen Kartonbildern ernst die Gesichter der Vorfahren blicken. Manchmal liegt es neben den Spielkarten auf dem großen Tisch vor dem Sofa, die Großmutter schlägt dann die steifen Seiten um, hält bei einem der vergilbten Bilder inne und erzählt: »Dies, siehst du«, sagt sie, »ist die Tante Berta, meine Stiefschwester, schon an den großen, traurigen Augen kannst du sehen, dass sie eine Dichterin sein wollte. Sie hat sich gern schön angezogen, weinrote und bernsteinfarbene

Taftkleider waren damals modern, – ihr standen sie gut, – ach, ich höre noch das Rascheln der schweren Seide, wenn sie ein Zimmer betrat, – sie ist Lehrerin geworden, aber dann hat sie ein lediges Kind bekommen und musste ihren Lehrerberuf aufgeben, weil das damals halt so war und auch heute noch so ist, dass ein Lehrerin kein lediges Kind haben darf. Sie hat dann einen Fotografen geheiratet, deshalb haben wir auch so viele Bilder von ihr, immer zu Weihnachten schickte sie eine Postkarte mit ihrem Porträt und immer hält sie einen großen Blumenstrauß – hier, siehst du, ist wieder so ein Bild. Dann aber ist sie ganz jung am Krebs gestorben, erst fünfunddreißig Jahre war sie alt. – Und dies ist die Lina, meine zweite Stiefschwester, sie war ein wenig beschränkt, hat dann aber doch noch einen Schullehrer bekommen.«

»Und wer ist diese alte Frau, die so aussieht, als habe sie ihre Zähne verloren?« – Einen Augenblick hält die Großmutter inne, streicht mit der Hand über das Bild, schüttelt leicht den Kopf und sagt: »Es ist deine Urgroßmutter, meine richtige Mutter. Aber ich kannte sie nicht, erst als sie schon sehr alt war, habe ich sie endlich gefunden, und aus dieser Zeit stammt auch dieses Foto. Sie wurde von meinem Vater verstoßen, als ich drei Jahre alt war, denn sie hatte sich in einen anderen Mann verliebt. Er hat sie einfach aus dem Haus gejagt und ich habe sie nie mehr gesehen. Schon nach einem Jahr hat er wieder geheiratet, er brauchte ja eine Mutter für mich. Und dann kamen die Lina und die Berta – und meine Stiefmutter hat halt ihre eigenen Kinder immer lieber gemocht und mein Vater, der ein Nähmaschinengeschäft besaß, in Augsburg, der konnte sich auch nicht um mich kümmern. So bin ich dann später zu den Fischacher Juden, den Herschels, gekommen.«

»Und was ist mit deiner echten Mutter passiert?«

»Sie sei gestorben, erzählten sie mir als Kind und erst später, als ich durch hingeworfene Bemerkungen meiner Stiefmutter

erfuhr, dass sie noch lebte, fragte ich meinen Vater. Schlecht sei sie gewesen, sagte er, leider schlecht, denn sie habe ihn betrogen, und da musste er sie wegschicken.« Die Großmutter schüttelt sanft den Kopf. »Er setzte sie einfach auf die Straße, nahm sie nicht wieder auf, als sie ihn darum bat und ihren Irrtum einsah, denn ein Irrtum war diese andere Liebe, aber er war selbstgerecht – hüte dich davor, Kind, selbstgerecht zu sein. – Später, im Alter, ist mein Vater ganz sanft geworden, vielleicht hat es ihn ja gereut, so hart gewesen zu sein, aber gesagt hat er es nie. Ja, und so habe ich sie erst kurz vor ihrem Tod gefunden, in einem Altenheim. Ein Leben lang hat sie Dienstarbeiten verrichtet, nicht wieder geheiratet, und da sie bei der Scheidung schuldig gesprochen worden war, hatte sie auch keinen Pfennig von meinem Vater erhalten. Mich durfte sie nie sehen. – Ach ja, sie hat geweint, als ich sie in diesem kahlen, armen Zimmer fand, aber sie war mir eben eine Fremde geworden. Da sie keine Verwandten mehr hatte, ging, was ihre spärlichen Besitztümer waren, an mich. Alles, was ich von ihr noch habe, ist dieser Friedberger Holzherrgott hier an der Wand«, – und sie blickt hoch zu der kleinen Figur auf einem Wandpodest, die, blutbefleckt, auf einem Holzstoß sitzt, den Ellenbogen derjenigen Hand, die die Wange hält, auf ein Knie gestützt, – »Ja, diesen Herrgott hatte sie in ihrem Zimmer und eine Postkartensammlung, in der die meisten Karten von einer Schwester stammten, die in einem Zirkus beschäftigt war – meine richtige Tante, weißt du – es muss ein kleiner Wanderzirkus gewesen sein, denn auf den Bildern sind oft neben Akrobaten deformierte Menschen abgebildet, siamesische Zwillinge, Zwerge – arme Wesen. Sie muss auf diese Schwester stolz gewesen sein, denn gerade diese Karten waren mit einem goldenen Bändchen zusammengebunden. – Und siehst du, hier, das ist mein Vater, dein Urgroßvater.«